

»Wieso nicht? Schließlich haben Sie mich doch nur herbestellt, weil Sie und Mum in der Schule beste Freundinnen waren oder so was in der Art.«

Frieda machte den Mund auf, um zu widersprechen, riss sich dann aber am Riemen.

»Darum geht es jetzt überhaupt nicht«, erklärte sie. »Es geht um dich, Becky Capel, nicht um deine Mutter, und ganz bestimmt nicht um die Tatsache, dass sie und ich uns vor vielen Jahren kannten. Du kannst mir anvertrauen, was du willst, ohne dass ich es ihr oder sonst jemandem weitererzählen werde. Du kannst dich hier sicher fühlen und mir Sachen sagen, die du anderen vielleicht nicht erzählen kannst, mir aber schon, weil ich für dich eine Fremde bin.«

Becky wandte sich ab. Sie schwieg eine ganze Weile.

»Ich bringe mich selbst zum Kotzen«, murmelte sie schließlich.

»Meinst du das in einem übertragenen oder im wörtlichen Sinn?«

»Beides.« Sie stieß ein ersticktes Lachen aus. »Wie sagt man noch mal? Metaphorisch, ja, das ist das richtige Wort. Meine Lehrerin wäre stolz auf mich. Ich bringe mich im wörtlichen und im metaphorischen Sinn zum Kotzen.«

»Hast du das schon mal jemandem erzählt?«

»Nein. Es ist widerlich.«

»Weißt du, warum du das tust?«

»Essen finde ich auch widerlich. Die Leute schieben sich Brocken von toten Tieren und schimmeligen Käse und dreckige, aus dem Boden ausgegrabene Wurzeln in den Mund und kauen darauf herum. Dann schlucken sie das Zeug hinunter, sodass alles tief in ihrem eigenen Körper landet und dort drinnen verfault.«

Becky warf einen Blick zu Frieda hinüber, um zu sehen, was für eine Wirkung sie mit ihren Worten erzielte.

»Äpfel sind in Ordnung«, fuhr sie fort. »Und Orangen.«

»Demnach hungerst du also, weil's dich vor dem Essen ekelst?«

»Pflaumen mag ich nicht. Besonders widerlich finde ich Bananen und Feigen.«

»Becky ...«

»Was? Dieses blöde Gespräch nervt mich. Wen interessiert es, was ich esse? Auf der ganzen Welt hungern die Menschen, und hier ist ein armes kleines reiches Mädchen am Kotzen, weil ...«

»Weil?«

»Weil. Weil nichts. Es ist nur eine Phase.«

»Das Schuleschwänzen auch?«

»Das langweilt mich alles so!«

»Die Schule?«

»Ja.«

»Wenn dich die Schule langweilt, was findest du denn dann interessant?«

»Früher bin ich gerne geschwommen, vor allem im Meer, bei hohen Wellen. Im Regen.«

Gegen ihren Willen spürte Frieda plötzlich den Sog einer alten Erinnerung: die graue Nordsee mit ihrer wilden Brandung, die auf sie zudonnerte, während sich unter ihren Fußsohlen die Kieselsteine bewegten.

»Aber jetzt nicht mehr?«

»Es ist eine Weile her, seit ich das letzte Mal am Meer war. Außerdem ist jetzt schon fast Winter. Ich hasse es, wenn ich friere. Die Kälte dringt mir bis in die Knochen.«

Frieda wollte gerade etwas antworten, als es an der Haustür klopfte. Draußen stand Maddie, in der einen Hand einen großen, aufgespannten Schirm, in der anderen eine Einkaufstüte. Ihre Wangen schimmerten feucht und rosig.

»Komme ich zu früh?«

»Zu früh wofür?«

»Ich dachte, die Sitzung wäre inzwischen zu Ende.«

»Es ist keine Sitzung, sondern ein Gespräch.«

Maddie klappte den Schirm zu und lehnte sich Frieda mit verschwörerischer Miene entgegen.

»Was hältst du von ihr?«

»Bitte?«

»Was hältst du von Becky?«

»Ich halte sie für eine sehr intelligente junge Frau, die nur ein paar Schritte von uns entfernt sitzt und vermutlich jedes Wort hört, das wir von uns geben.«

»Aber hat sie irgendwas gesagt?«

»Ich rufe dich heute Abend an oder schicke dir eine Mail. Dann können wir das in Ruhe diskutieren.«

»Es wird doch wieder alles gut mit ihr, oder? Kannst du ihr helfen?«

Ein paar Stunden später stieg Frieda hinauf in ihr Arbeitszimmer unter dem Dach und lauschte eine Weile dem Prasseln des Regens und dem Wind, der an den Fenstern rüttelte. Etliche Minuten saß sie so da, tief in Gedanken versunken, bis sie schließlich nach dem Telefon griff. Maddie meldete sich in erwartungsvollem Ton.

»Ich hatte schon gehofft, dass du es bist. Becky wollte mir kein Wort über ihren Besuch bei dir erzählen. Ich hoffe, sie war dir gegenüber nicht allzu mürrisch.«

»Nein, war sie nicht.«

»Hast du irgendetwas herausgefunden?«

»Ich weiß nicht so recht, wie du das meinst. Allerdings bin ich zu dem Ergebnis gelangt, dass deine Tochter tatsächlich Hilfe braucht.«

»Deswegen habe ich sie ja zu dir geschickt.«

»Ich habe sie heute zu mir nach Hause kommen lassen und mich ein bisschen mit ihr unterhalten – weil du mich darum gebeten hattest, mit ihr zu sprechen. Meiner Meinung nach benötigt sie professionelle Hilfe.«

»Du sagst das so ernst!« Maddie stieß ein nervöses, schrill klingendes Lachen aus. »Ich brauche nur ein bisschen Beratung. Jemanden, der mir die Richtung weist. Das kannst du doch, oder? Ihren Launen auf den Grund gehen und sie wieder in die richtige Spur bringen.«

»Es ist wichtig, hier klare Trennlinien zu ziehen. Sie braucht eine geeignete Person für eine Therapie und nicht eine Frau, die – zumindest in ihren Augen – mit ihrer Mutter in Verbindung steht.«

»Du bist doch Therapeutin, oder etwa nicht? Und was unsere Verbindung betrifft ...« Ihr Ton wurde ein paar Nuancen kälter. »Im Grunde haben wir sowieso nie zur selben Clique gehört, stimmt's? Also brauchen wir uns darüber auch nicht den Kopf zu zerbrechen.«

»Ich werde mit Becky einen offiziellen Gesprächstermin vereinbaren«, erklärte Frieda. »Nur so kann ich mir wirklich ein Bild von ihr machen. Danach lasse ich dich wissen, was sie meiner Meinung nach braucht, und empfehle dir jemanden – wobei es wichtig wäre, dass sie dabei auch ein Wörtchen mitzureden hat.«

Maddies Ton wurde wieder wärmer. »Wunderbar. Aber was meinst du mit einem offiziellen Termin? Das klingt ein bisschen beängstigend.«

»Das Gespräch wird in meiner Praxis in Bloomsbury stattfinden. Ich gebe dir die Adresse. Es wird exakt fünfzig Minuten dauern, und ich werde dir dafür fünfundsiebzig Pfund berechnen.«

»Du willst, dass ich dich bezahle?«

»Ja.«

»Das finde ich ehrlich gesagt ganz schön kaltblütig von dir.«

»Ich habe Becky heute zu mir nach Hause kommen lassen, weil ich dich kenne«, entgegnete Frieda. »Das nächste Mal kommt sie als Patientin zu mir. Das bedeutet, dass du mich genauso bezahlen musst wie einen Elektriker oder einen Klempner.«

»Du bist sehr streng. Ist das die Summe, die du von allen deinen Patienten verlangst?«

»Es handelt sich um ein Honorar durchschnittlicher Höhe. Falls du nicht in der Lage bist, so viel zu bezahlen, komme ich dir gerne entgegen.«

»Ich verfüge über genügend Geld, Frieda, keine Sorge. Zumindest in der Hinsicht hat Stephen mich gut versorgt zurückgelassen. Es erscheint mir nur ein wenig seltsam, für einen kleinen Gefallen zu bezahlen.«

»Es handelt sich nicht mehr um einen Gefallen, sondern um das, was Becky braucht und ich beruflich mache.«

3

Frieda fuhr mit der U-Bahn bis zum Finsbury Park. Den Rest des Weges wollte sie gehen. Sie brauchte einen klaren Kopf. Energischen Schrittes eilte sie am Rand des Parks entlang und bog dann in die alte Schneise ein, die sich wie ein geheimer grüner Tunnel durch Hornsey bis zum Fuß von Highgate Hill zog. Früher war dort mal eine Eisenbahnlinie verlaufen, doch inzwischen hatte man die ehemalige Trasse wieder den Bäumen, den Hundebesitzern und den Füchsen überlassen. Überall war gelbes Herbstlaub: Zum Teil spürte sie es nass und matschig unter ihren Schuhsohlen, zum Teil blies der Wind es ihr ins Gesicht. Ein feuchter Geruch nach Fäulnis hing in der Luft, als gäbe es irgendwo Pilze, auch wenn Frieda keine entdecken konnte. Es fühlte sich an wie eine Zeit für Veränderungen: für Schlussstriche und Neuanfänge. Frieda verfasste im Geist gerade eine Art Rede, als ein Klingelton sie aus ihren Gedanken riss. Sie warf einen Blick auf das Display ihres Telefons. Es war ihr alter Schüler, Jack Dargan.

»Oh, entschuldige«, sagte Jack, nachdem sie sich gemeldet hatte, »ich erschrecke immer ein bisschen, wenn du tatsächlich mal rangehst.«

»Ich habe festgestellt, dass nicht rangehen noch komplizierter ist als rangehen.«

»Das muss ich mir erst durch den Kopf gehen lassen.«

»Hat dein Anruf einen besonderen Grund?«

»Können wir uns treffen?«

»Ist etwas passiert?«

»Ich muss dir etwas sagen.«

Frieda empfand einen Anflug von Beunruhigung. Für gewöhnlich rief Jack sie nur an, wenn er Kummer hatte. Er machte immer wieder Phasen des Zweifels durch, in denen er seine Arbeit als Psychoanalytiker grundsätzlich infrage stellte.

»Gibt es ein Problem?«, fragte sie.

»Nein, nein, fang besser gar nicht erst an zu raten.«

Frieda meinte, er solle doch später bei ihr vorbeischaun, aber er bestand auf einem Treffen auf neutralem Boden und schlug das Lord Nelson vor, ein Pub gleich bei ihr um die Ecke. Sie vereinbarten, sich in zwei Stunden dort zu treffen.

Eine halbe Stunde später saß Frieda in einem – ihr mittlerweile sehr vertrauten – Hinterzimmer im ersten Stock eines Reihenhauses in Highgate und blickte in das

faltige, gütige und äußerst kluge Gesicht ihrer eigenen Therapeutin, Thelma Scott. Frieda holte tief Luft und begann mit der Rede, die sie unterwegs einstudiert hatte.

»Ich habe im Zusammenhang mit dem Thema Therapie seit jeher zwei Grundprobleme, und zwar zwei völlig gegensätzliche: Zum einen finde ich das Anfangen schwierig, weil man ja erst mal gar keine Therapie machen will beziehungsweise sich einbildet, keine zu brauchen. Die zweite Schwierigkeit ist das Aufhören, entweder, weil man inzwischen süchtig ist nach den Sitzungen, oder einfach, weil man nicht weiß, wie man sie zu Ende bringen soll. Es ist schwer zu sagen: ›Genug, das war's.«

»Trotzdem möchten Sie das heute sagen, nicht wahr?«, entgegnete Thelma lächelnd, aber dennoch ernst. »Sie finden, es ist genug?«

»Ja.«

»Was lässt Sie zu diesem Schluss kommen?«

»Wir waren zusammen auf einer Reise«, erklärte Frieda, »und ich glaube, wir sind am Endpunkt angelangt, oder zumindest an *einem* Endpunkt. Ich bin Ihnen sehr dankbar, wirklich.«

»Wie Sie sehr gut wissen, liebe Frieda, beenden die meisten Patienten ihre Therapie nicht schlagartig, sondern schrittweise. Das kann Wochen oder sogar Monate dauern.«

»Ich mag keine Abschiede. Für gewöhnlich verschwinde ich einfach, ohne mich überhaupt zu verabschieden.«

Wieder huschte ein Lächeln über Thelmas faltiges Gesicht.

»Wenn ich Ihre Therapeutin wäre, hätte ich jetzt das Bedürfnis, das zu besprechen. Oh, da fällt mir gerade ein ...«

Nun musste Frieda ihrerseits lächeln.

»Sie glauben, ich liege falsch?«

Thelma schüttelte bedächtig den Kopf.

»Als Sie das erste Mal zu mir kamen – wie lange ist das nun her, achtzehn Monate? –, da war ich mir nicht sicher, was eine Therapie in Ihrem Fall bringen würde. Ich hatte so etwas noch nie erlebt. Als Sie mich anriefen, um einen Termin zu vereinbaren, wusste ich ja bereits, dass jemand Sie mit dem Messer attackiert hatte und Sie dabei fast ums Leben gekommen wären. Sie hatten ein schweres Trauma erlitten und brauchten Hilfe. Aber kurz vor unserer ersten Sitzung waren Sie dann auch noch in einen schrecklichen Vorfall verwickelt, bei dem ein Mann starb und ein enger Freund von Ihnen schwer verletzt wurde. Sie erzählten mir danach, wie Sie den ganzen Weg zu Fuß nach Hause gegangen waren, dreißig Kilometer, noch dazu völlig blutverschmiert.«

»Es handelte sich nicht um mein eigenes Blut.«